

**Redebeitrag zur Eröffnung der Ausstellung
„Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“
am 2. April 2011, Alte Mensa am Wilhelmsplatz, Göttingen**

von Karl Rössel

(Recherche International e.V./Rheinisches JournalistInnenbüro, Köln)

Der Weg bis zur Realisierung dieser Ausstellung war lang, führte uns rund um den Globus und in 30 Länder Afrikas, Asiens und Ozeaniens, um Stimmen, Erfahrungen und Meinungen von Menschen aus der sogenannten Dritten Welt zu sammeln und aufzuzeichnen, die zur Befreiung der Welt vom deutschen und italienischen Faschismus und vom japanischen Großmachtwahn beigetragen haben.

Der Ausgangspunkt dieses Projekts liegt zeitlich schon fast ein Vierteljahrhundert zurück. Es war Mitte der achtziger Jahre, als wir im Rheinischen Journalistenbüro in Köln, einem Kollektiv freier Journalisten, dem ich noch heute angehöre, an einem Buch über die Geschichte der Dritte Welt-Bewegung in der Bundesrepublik arbeiteten. Darin gingen wir den Konjunkturen der Solidaritätsarbeit von der Unterstützung des algerischen Befreiungskampfes in den 1950er Jahren über die Protestbewegungen gegen den Vietnam-Krieg und den Militärputsch in Chile in den 60ern und 70ern bis zur Unterstützung der Sandinisten und den Kampagnen gegen das südafrikanische Apartheid-Regime in den 1980er Jahren nach.

Bei den Arbeiten an diesem Buch vor 25 Jahren fiel uns auf, dass sämtliche Aktionsformen, die Initiativen hierzulande nach 1945 in Solidarität mit Ländern und Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt nutzten, während des Zweiten Weltkriegs umgekehrt in Ländern der Dritten Welt praktiziert worden waren, um den antifaschistischen Widerstand in Deutschland und Europa zu unterstützen. So hatte es z.B. in den 1930er Jahren in Buenos Aires und Manila Boykottkampagnen gegen deutsche, italienische und japanische Waren gegeben, so wie Jahrzehnte später gegen das rassistische Südafrika. Der Aufruf „Waffen für El Salvador“, mit dem Solidaritätsgruppen hierzulande Anfang der 1980er Jahre Sammlungen für die dortige Befreiungsbewegung durchführten, hatte einen Vorläufer in Kuba, wo Arbeiter während des Zweiten Weltkriegs unter dem Motto „Ein Tageslohn für die Rote Armee“ Geld für die antifaschistische Kriegsallianz in Europa gesammelt hatten. Und auch die Kaffee- und Gesundheits-BrigadistInnen der Nicaragua-Solidarität hatten historische Vorläufer in den

internationalen Brigaden im spanischen Bürgerkrieg, denen ab 1936 auch zahlreiche Freiwillige aus Afrika, Asien und Lateinamerika beitraten, um mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus in Europa zu kämpfen.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, im Jahre 1944, hatten nahezu alle Länder der Dritten Welt, die damals bereits unabhängig waren, Deutschland den Krieg erklärt. Darüber hinaus hatten die kriegführenden Mächte auch all ihre Kolonien in den Krieg mit einbezogen.

Fakten wie diese erwähnten wir 1985 in der Einleitung unseres Buchs über die hiesige Dritte-Welt-Bewegung, um darauf hinzuweisen, dass internationale Solidarität historisch keineswegs nur einseitig vom Norden für den Süden geübt wurde, sondern während des Zweiten Weltkriegs unter Einsatz ungleich höherer Opfer umgekehrt praktiziert worden war.

Aber dies blieb nicht nur in der Geschichtsschreibung lange Zeit ausgeblendet. Auch in vielen vorgeblich fortschrittlichen Organisationen schien die Welt bis in die 1960er Jahre nur aus Europa und den USA zu bestehen.

In unserem Buch illustrierten wir dies u.a. an einem Beispiel aus Göttingen, dem sogenannten „Göttinger Appell“, mit dem sich 1957

18 prominente Naturwissenschaftler gegen die von Konrad Adenauer und Franz-Josef Strauß betriebene Atombewaffnung der Bundeswehr aussprachen und öffentlich ihre Mitarbeit an diesem Atom-Programm verweigerten. Der Göttinger Appell wurde nach seiner Veröffentlichung viel beachtet, obwohl darin jegliche globale Perspektive fehlte. So war darin zum Beispiel pauschal von der „Freiheit der westlichen Welt“ die Rede, die es zu erhalten gelte, obwohl die „westliche Welt“ damals Kolonialkriege z.B. in Vietnam und Algerien führte und die Freiheit der Menschen dort brutal unterdrückte.

Weiter hieß es, dass „die gegenseitige Angst vor den Wasserstoffbomben“ einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung des „Friedens in der ganzen Welt“ geleistet habe.

Tatsächlich fanden seit Beginn des Atomzeitalters, also seit dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945, rund um den Globus zahllose Folgekriege statt: von Ägypten über Indien, China und Korea bis nach Malaya, Indonesien und den Philippinen.

Aber selbst fortschrittliche Bewegungen wie die Kampagne „Kampf dem Atomtod“ schauten bis in die 1960er Jahre kaum über den europäischen Tellerrand hinaus und dies sollte sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – erst mit den Protesten gegen den Vietnamkrieg ändern.

Die Antifaschistische Linke International verweist in den Begleittexten, die sie zur Präsentation unserer Ausstellung in Göttingen publiziert hat, auf weitere Beispiele eurozentristischer Borniertheit in der Nachkriegsgeschichte und in diesem Zusammenhang ist auch unser Internationalismus-Buch von 1986 als Quelle zitiert. Das freut mich und das passt auch, da - wie schon erwähnt - bei der Arbeit an diesem Buch die Idee für das Rechercheprojekt zur Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg entstand. Wir wollten schon damals nicht nur die eurozentristische Perspektive der hiesigen politischen Bewegungen kritisieren und nach Möglichkeit korrigieren, sondern auch an die Beteiligung der Dritten Welt an der Befreiung Europas erinnern und an die unzähligen Soldaten aus den Kolonien, die gegen die faschistischen Achsenmächte gekämpft haben. Aber wir fanden damals in der hiesigen Literatur keinerlei seriöse und zuverlässige Informationen darüber. Dabei wussten wir von Recherche-Reisen in Länder Afrikas, Asiens und Ozeaniens, dass zahllose Menschen von diesen Kontinenten den Zweiten Weltkrieg nicht nur mit erlebt, sondern entscheidend mit geprägt hatten. Überall waren uns Veteranen begegnet, die uns von ihren Kriegserlebnissen erzählt hatten. Auch in afrikanischen Filmen und asiatischen Romanen waren wir auf das Thema gestoßen. Doch als wir für die Einleitung zu unserem Buch 1985 nachschlagen wollten, wie viele (Kolonial-) Soldaten im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Alliierten gegen die faschistischen Achsenmächte gekämpft hatten, fanden wir nicht eine einzige zuverlässige Angabe darüber - weder in der Kölner Universitätsbibliothek noch in der großen Bibliothek des Westdeutschen Rundfunks.

Selbst die Opfer aus der Dritten Welt kamen in den Statistiken über den Zweiten Weltkrieg schlichtweg nicht vor.

Darin waren stets die etwa 20 Millionen Opfer in der Sowjetunion, die 6 Millionen Opfer des Holocausts und die ca. 5,5 Millionen Toten in Deutschland aufgelistet - letztere oft an erster Stelle. Dann folgten Opferzahlen aus Frankreich, Großbritannien, Italien, den USA und Japan, manchmal bis hin zu den ca. 1.400 Kriegstoten in Dänemark. Aber über Kriegsoffer in der Dritten Welt fand sich nichts, was sich im übrigen bis heute kaum geändert hat.

Diese Ausblendung weiter Teile der Welt aus der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg empfanden wir als so ungeheuerlich, dass wir uns vornahmen, den Versuch zu unternehmen, daran etwas zu ändern. Ab Mitte der 1990er Jahre haben wir die Recherchen zu diesem Thema systematisiert und bei all unseren journalistischen Reisen in

Länder Afrikas, Asiens und Ozeaniens Interviews mit Zeitzeugen und Historikern zum Zweiten Weltkrieg geführt, Biographien von Veteranen gesammelt, Dokumentar- und Spielfilme zum Thema, Romane und Sachbücher, Fotos, Archivmaterialien und historische Dokumente.

Dabei zeigte sich schnell, dass die hierzulande vergessenen Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Dritte Welt in den betroffenen Ländern selbst sehr präsent und teilweise bereits erstaunlich systematisch aufgearbeitet waren.

So gibt es z.B. in nahezu jeder größeren afrikanischen Stadt ein Haus, in dem sich Veteranen aus den Kolonialarmeen treffen. In den ehemals französischen Kolonien heißen diese Zentren „Maison d’anciens combattants“, in den ehemals britischen „Veterans-Clubs“. Ich selbst habe solche Zentren z.B. in Ouagadougou, Bamako und Dakar besucht und traf immer auf Zeitzeugen, die bereitwillig über ihre Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg erzählten, weil sie wollten, dass ihr Beitrag zur Befreiung Europas endlich auch hierzulande wahrgenommen und anerkannt wird.

Am Rande der philippinischen Hauptstadt Manila besuchte ich ein soziales Zentrum für ehemalige Partisanen, die gegen die japanischen Besatzer gekämpft haben.

In vielen asiatischen Ländern haben Frauen, die im Zweiten Weltkrieg von der japanischen Armee in deren Militärbordelle verschleppt worden waren, in den 1990er Jahren Selbsthilfegruppen gegründet, die heute in einem internationalen Netzwerk zusammen arbeiten und die uns u.a. die Portraitsammlung von Überlebenden zur Verfügung gestellt haben, die – auf ausdrücklichen Wunsch der asiatischen Frauenorganisationen - in der Ausstellung zu sehen ist.

Bei einer Recherche durch sieben pazifische Inselstaaten erfuhr ich, dass Historiker der Universität des Südpazifiks in Hawaii schon in den 1980er Jahren Oral-History-Konferenzen über Kriegserfahrungen von Insulanern durchgeführt hatten, die in umfangreichen Publikationen in Englisch und Pidgin dokumentiert sind. Allein auf den Inseln Vanuatus hatten einheimische Feldforscher über Jahre hinweg Hunderte von Interviews mit Augenzeugen über den Zweiten Weltkrieg aufgezeichnet, die auf Kassetten im Archiv des Kulturzentrums in der Inselhauptstadt Port Villa lagern und die ich dort auswerten konnte. Überall, wo wir recherchierten, trafen wir Zeitzeugen, die uns bereitwillig von ihren Erfahrungen berichteten und uns ausdrücklich darum baten, diese endlich auch in den Ländern bekannt zu machen, die den Krieg verschuldet und geführt haben.

Wir haben uns bei der Arbeit an diesem Projekt von Anfang an als Übersetzer und Vermittler dieser vergessenen KriegsteilnehmerInnen und Augenzeuginnen verstanden. Deshalb sind Hörstationen mit Original-Aufnahmen von ZeitzeugInnen aus verschiedenen Ländern und Kontinenten auch ein wichtiger Bestandteil dieser Ausstellung.

Bei unseren Recherchen in den jeweiligen Ländern haben wir so weit irgend möglich auch einheimische HistorikerInnen zu Rate gezogen. Wir wollten keine Geschichtsschreibung aus „weißer“, europäischer Sicht, sondern haben z.B. Joseph Ki-Zerbo aus Burkina Faso getroffen, der die erste Geschichte Afrikas aus afrikanischer Sicht geschrieben hat und der beim Interview in Ouagadougou den Zweiten Weltkrieg als „größten historischen Einschnitt für Afrika seit dem Sklavenhandel und der Zerstückelung des afrikanischen Kontinents bei der Berliner Kongo-Konferenz im Jahre 1884“ bezeichnete. Sie finden das Zitat in der Afrika-Abteilung der Ausstellung.

In Manila trafen wir Ricardo Trota José von der Universität der Philippinen, der seit Jahren zu den Folgen der japanischen Besatzungszeit forscht und uns das erschreckende Ergebnis mitteilte, dass in seinem Land jede/r 16. in diesem Krieg umgekommen ist, insgesamt 1,1 Millionen Menschen.

In Hongkong führte uns der chinesische Historiker Tim Ko durch ein Museum zu den Folgen des japanischen Besatzungsregimes in der damals noch britischen Kronkolonie. Und aus Nanking brachte uns eine befreundete Sinologin Augenzeugenberichte von Überlebenden des Massakers mit, bei dem die japanischen Truppen in der Stadt innerhalb weniger Wochen mehr als 300.000 Chinesinnen und Chinesen ermordeten. Berichte, die im Rahmen unseres Projekts erstmals ins Deutsche übersetzt wurden und die in Auszügen im Asien-Kapitel der Ausstellung nachzulesen sind, ausführlicher in unserem Buch „Unsere Opfer zählen nicht“, das als Katalog dazu dient.

Das Massaker von Nanking ereignete sich Ende 1937, Anfang 1938, also zu einem Zeitpunkt, wo nach hiesiger Lesart der Zweite Weltkrieg noch gar nicht begonnen hatte. Tatsächlich sind viele der historischen Koordinaten, mit denen hierzulande der Zweite Weltkrieg beschrieben wird, fragwürdig, wenn nicht sogar falsch. Dazu gehört auch dessen Terminierung. Am 1. September 1939 begann der Krieg lediglich in Europa. Nicht nur in Asien war er längst im Gange und hatte in China bereits Millionen Tote gefordert. Auch in Afrika herrschte bereits seit dem italienischen Überfall auf Äthiopien im Oktober 1935 Krieg - ein Krieg, in dem bis zur italienischen Kapitulation im Jahre 1941 Soldaten aus 17

Ländern und drei Kontinenten teilnahmen, der aber wohl deshalb nicht als Weltkrieg firmiert, weil er nicht in Europa stattfand, sondern in Afrika.

Die Fragwürdigkeit der hiesigen Geschichtsschreibung gegenüber den Kriegsfolgen auf anderen Kontinenten dokumentieren wir in dieser Ausstellung anhand einiger prototypischer Beispiele auf Tafeln mit dem Titel „Verdrehte Geschichte“.

So findet sich zum Beispiel in zahlreichen Büchern, mit denen an deutschen Schulen Geschichte gelehrt wird, bis heute der – auf einer dieser Tafeln zitierte - Satz, dass sich der Krieg erst mit dem Angriff der japanischen Luftwaffe auf den US-Stützpunkt Pearl Harbor „zum Weltkrieg ausgeweitet habe“. Der Angriff auf Pearl Harbor war bekanntlich im Dezember 1941. Zu diesem Zeitpunkt herrschte in Asien bereits vier Jahre lang Krieg, in Afrika sechs Jahre.

Wie wenig Beachtung weite Teile der Welt in der Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkriegs finden, dokumentiert prototypisch ein Dokumentarfilm über „den Krieg im Pazifik“, den der bedauerlicherweise prominenteste Fernsehhistoriker der Republik, Guido Knopp, im September 2004 im ZDF präsentierte. Darin kam tatsächlich nicht ein einziger Inselbewohner in Wort oder Bild vor. Nur japanische Kamikaze-Flieger und US-amerikanische Marine-Soldaten waren zu sehen und zwar, wie Knopp stolz betonte, erstmals „in Farbe“. Dazu hieß es im Off-Kommentar, dass die grausamsten Schlachten im Pazifik auf – Zitat - „unbewohnten Insel“ stattgefunden hätten. Wir haben dieses Zitat von Knopp, dem selbst ein Kritiker der ZEIT vorwarf, „Geschichtspornographie“ zu betreiben, in dieser Ausstellung neben die Tafel über Neuguinea gehängt, der größten pazifischen Insel, die – wie nahezu alle anderen Kriegsschauplätze in Ozeanien – keineswegs „unbewohnt“ war. Vielmehr lebten allein dort damals zwei Millionen Menschen, die sich 1942 mit 1,8 Millionen japanischen, US-amerikanischen und australischen Soldaten konfrontiert sahen. Um ihren Krieg im hohen Gebirge dieser Insel austragen zu können, rekrutierten alliierte wie japanische Militärs jeweils 50.000 Einheimische, die als Träger, Kundschafter, Soldaten oder auch lebende Schutzschilde dienen mussten.

Ähnlich verheerende Folgen hatte der Zweite Weltkrieg für die Bewohner der Salomon-Insel, des Zentralpazifiks und Mikronesiens. In Palau kam ein Drittel der Bewohner im Krieg ums Leben, auf Saipan stand danach nahezu kein Haus mehr und jeder Zwölfte Inselbewohner war umgekommen. Dem ZDF war all das noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende in einer 45-minütigen Dokumentation nicht einen einzigen Satz und nicht ein einziges Bild wert.

Diese Ignoranz gegenüber Menschen in der Dritten Welt im Allgemeinen und den BewohnerInnen der pazifischen Inseln im Besondern setzt sich übrigens aktuell in der Medienberichterstattung über die atomare Katastrophe in Japan unverändert fort. So sprachen zahllose Fernseh-, Rundfunk- und Pressekommentatoren nach der Reaktorexpllosion in Fukushima unisono davon, welches „Glück im Unglück“ es doch sei, dass die radioaktiven Wolken nicht Richtung Tokio, China oder Russland getrieben würden, sondern in den Pazifik, so als sei dieser unbewohnt.

Tatsächlich leben Millionen Menschen auf den pazifischen Inseln und abgesehen von der Umgebung von Tschernobyl dürfte es kaum eine Region geben, die nach dem Zweiten Weltkrieg so breit und massiv radioaktiv verstrahlt wurde wie Ozeanien. Auf der Schlussstafel des Ozeanien-Kapitels in der Ausstellung weisen wir darauf hin, dass die alliierten Befreier sich im Pazifik rasch als neue Besatzer entpuppten, weil sie zahllose Inseln für militärische Zwecke nutzen wollten. So testeten die USA, Großbritannien und Frankreich bis 1996 auf pazifischen Inseln mehr als 300 Atom-, Wasserstoff-, Plutonium- und Neutronenbomben. Von ihren Militärstützpunkten kreuzen zudem Kriegsschiffe und Flugzeugträger mit mehr als 10.000 Atomsprengköpfen an Bord durch den pazifischen Ozean und in den Anrainerstaaten stehen heute mehr als 200 Atomkraftwerke, deren Betreiber ihren radioaktiven Müll bereits an vielen Stellen im pazifischen Ozean versenkt haben. Auf den Marianeninseln, die Japan am nächsten liegen, wurden deshalb schon in den 1980er Jahren Kinder mit sechs Fingern und verstümmelten Gliedmaßen geboren. Aber in der aktuellen Berichterstattung kommen Fakten wie diese nicht vor.

Das Beispiel zeigt, dass Geschehnisse außerhalb der industrialisierten Machtzentren bis heute kaum oder allenfalls verzerrt wahrgenommen werden, dass die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte jedoch den Blick dafür schärfen kann.

Das gilt auch für die Region Nordafrika, die derzeit ebenfalls weltweites Interesse erregt. So berichteten zwar sämtliche Medien, als die Revolte in den arabischen Ländern Libyen erreichte, über die Freundschaft Berlusconis mit Gaddafi, aber bislang habe ich nirgends einen Bericht gefunden, der an den brutalen Kolonialkrieg erinnert hätte, den Italien in den 1920er Jahren führte, um die ehemals osmanischen Provinzen Tripolitanien und Cyrenaika zu unterjochen. „Die historische Bedeutung dieses vergessenen Kolonialkrieges liegt darin“, schreibt der Historiker Aram Mattioli, „dass die Gewaltexzesse des faschistischen Italien zu keiner anderen Zeit und in keinem anderen Kriegsgebiet den Tatbestand des Völkermordes so eindeutig erfüllten wie während der ‚Wiedereroberung Libyens‘ (von den

Widerstandskämpfern, K.R.) in den Jahren zwischen 1923 und 1932. In besonderer Weise trifft der Befund auf die faschistische Schreckensherrschaft in der Cyrenaika zu, während der von 1930 bis 1933 mehrere Zehntausende nicht direkt an den Kampfhandlungen beteiligte Beduinen und Halbnomaden einen gewaltsamen Tod fanden. Insgesamt hatte das geschundene Wüstenland im ersten Jahrzehnt der faschistischen Kolonialherrschaft...rund 100.000 Opfer zu beklagen.“ Laut Mattioli, einem der wenigen europäischen Forscher, die sich intensiv mit den italienischen Kolonialkriegen vor und während des Zweiten Weltkriegs befasst haben, war Libyen für Mussolini eine „Schule der Gewalt“ und nur das Vorspiel für den „faschistischen Vernichtungskrieg“, den Italien ab 1935 in Äthiopien führte und mit dem der Zweite Weltkrieg in Afrika begann.

Hinweise auf diese Kolonialgeschichte sucht man in der aktuellen Medienberichterstattung über Libyen ebenso vergeblich wie auf den Krieg, den deutsch-italienische Truppen ab 1940 in der heute wieder umkämpften libyschen Wüste führten. Dafür mussten zahllose Menschen vor Ort Zwangsarbeit leisten und zur Versorgung der faschistischen Truppen Nahrungsmittel abtreten, was in Algerien 1943/44 zu einer Hungerskatastrophe führte. Auch dies ist in der Ausstellung dokumentiert, denn die Kenntnis von Fakten wie diesen ist für das Verständnis der Nachkriegsgeschichte der Region bis hin zu den aktuellen Revolten unverzichtbar.

Warum die Kolonialgeschichte des Zweiten Weltkriegs bis heute weitgehend verdrängt und verschwiegen wird, begründet Professor Kuma Ndumbe, Politikwissenschaftler aus Kamerun, so:

„Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs erweist sich, wie jede Geschichte, als die der Sieger, aber auch als die der Besitzenden und Wohlhabenden. Deutschland und Japan gehören trotz ihrer militärischen Niederlage in der Geschichtsschreibung zu den Siegern, denn auch wenn die Historiographie in den beiden Ländern eine kritische Befragung und Korrekturen hinnehmen musste, werden sie doch als Menschen gleichen Ranges wahrgenommen. Diejenigen aber, die nach dem Krieg vergessen wurden, als ob sie während des Krieges gar nicht existiert hätten, die mit ihren eigenen Kindern die Geschichte neu erlernen müssen, ohne eigene Taten in dieser Geschichtsschreibung wiederzufinden, gehören zu den eigentlichen Verlierern. Verlierer und ohne eigene Stimme, so leben bis heute noch Hunderte Millionen Menschen mit ihren Nachkommen in Afrika, Asien, Lateinamerika, in Australien und in der Pazifikregion...“

Das Zitat ist im Epilog der Ausstellung nachzulesen.

Es ist diese Ignoranz gegenüber der Geschichte der kolonialisierten Kontinente, die wir mit dieser Ausstellung und unseren Publikationen zum Thema, zu denen auch Unterrichtsmaterialien für Schulen gehören, endlich zu durchbrechen versuchen. Schließlich geht es nicht um Marginalien, sondern um die zweite Hälfte der Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Tatsächlich zogen mehr Soldaten aus der Dritten Welt in den Zweiten Weltkrieg als aus Europa. Allein in China z.B. waren es 14 Millionen. Von den 11 Millionen Soldaten unter britischem Kommando stammten fünf Millionen aus Kolonien - Indien stellte im Zweiten Weltkrieg 2,5 Millionen Soldaten und damit die größte Kolonialarmee aller Zeiten. Und auch die Streitkräfte des Freien Frankreich bestanden mehrheitlich aus Afrikanern.

Der Preis, den Menschen in der Dritten Welt für die Befreiung der Welt von den faschistischen Achsenmächten gezahlt haben, war extrem hoch. Allein China hatte mehr Opfer zu beklagen als Deutschland, Japan und Italien zusammen – nach heutigen Schätzungen chinesischer wie deutscher Historiker mehr als 20 Millionen!

Wenn sich hierzulande die Nachfahren der Täter in den Vertriebenenverbänden als Opfer zu präsentieren versuchen, dann sei daran erinnert, dass der Vernichtungskrieg des deutschen Bündnispartners Japan in China 95 Millionen Vertriebene zur Folge hatte. Und mehr Bombenopfer als in Berlin, Dresden oder Köln gab es in der philippinischen Hauptstadt Manila, bei deren Befreiung 100.000 Zivilisten ums Leben kamen.

Aber all diese historischen Fakten werden im hiesigen Geschichtsdiskurs systematisch ausgeblendet. Das erklärt die Form dieser Ausstellung. Fakten wie diese müssen erläutert und können nicht einfach mit Fotos dokumentiert werden, da diese ohne Hintergrundinformationen kaum jemand einordnen könnte. Allerdings muss niemand alle Ausstellungstafeln lesen, damit das Ziel dieser Ausstellung erreicht wird. Jede Tafel präsentiert eine in sich geschlossene Geschichte. Auch wer nur wenige liest, wird rasch die Dimension dessen erkennen, was bislang verschwiegen wurde.

Manche haben die Ausstellung deshalb als zu textlastig kritisiert. Aber was für einige offenbar zu viel des Lesestoffs ist, empfanden die Drucker in Köln, die für uns die Alutafeln dieser großen Ausstellungsversion digital produzierten, offenbar als überaus spannend. Sie haben bei ihrer Arbeit alle Texte gelesen und waren davon so bewegt und erschüttert, dass sie uns zusätzliche flexible Versionen der Ausstellung in kleineren A1- und A2-Formaten zu Sonderkonditionen produziert und z.T. sogar geschenkt haben. Denn sie wollten, dass die in der Ausstellung präsentierten historischen Fakten endlich möglichst

breit bekannt gemacht würden, auch in Bildungseinrichtungen, Schulen und Kulturzentren, die nicht über genügend Platz für die große Version verfügen.

Wir haben es diesen Kölner Druckern zu verdanken, dass heute nicht nur die große Version der Ausstellung in Göttingen eröffnet werden kann, sondern gleichzeitig zwei kleinere Versionen in Saarbrücken und Duisburg gezeigt werden können.

Der Aufbau der Ausstellung ist wie folgt: Neben drei geographischen Hauptkapiteln über Afrika, Asien und Ozeanien im Zweiten Weltkrieg und einem Abschnitt über Süd- und Mittelamerika gibt es zwei thematische Unterkapitel.

Eines davon erinnert an die „Judenverfolgung außerhalb Europas“, so etwa an die mehr als einhundert Lager in Nordafrika, die vom faschistischen Italien, der französischen Kollaborationsregierung von Vichy in Abstimmung mit dem NS-Regime meist in abgelegenen Wüstengegenden in Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen unterhalten wurden. Darin wurden nicht nur politische Deportierte aus Europa und Oppositionelle aus dem Maghreb bei Zwangsarbeit gequält, sondern auch Tausende Juden aus der Region zu Tode geschunden. Allerdings wird dies in der Geschichtsschreibung zum Holocaust bislang ebenso wenig wahrgenommen wie die Tatsache, dass der Vernichtungswahn der Nazis bis in ferne China reichte, wo japanische Militärs auf Druck Nazideutschlands im besetzten Schanghai ein Ghetto für Zehntausende jüdischer Flüchtlinge errichteten, die in der chinesischen Hafenstadt gestrandet waren. Gestapo-Funktionäre reisten damals nach Schanghai, um ihre japanischen Verbündeten aufzufordern, auch die dort lebenden Juden zu vernichten. Wie der jüdische Schriftsteller Peter Finkelgruen, der im Ghetto von Schanghai geboren wurde, schreibt, machten die Nazi-Gesandten ihren japanischen Verbündeten drei konkrete Vorschläge, wie die etwa 30.000 Juden in Schanghai ermordet werden sollten: Sie könnten entweder auf marode Schiffe verladen und im Meer versenkt oder auf einer vorgelagerten Insel durch Arbeit zu Tode geschunden werden. Oder sie könnten in einer Gaskammer ermordet werden, die mit deutscher Expertise in Schanghai hätte errichtet werden können. Aber so brutal die japanischen Militärs ihren Vernichtungskrieg in China ansonsten auch führten, den eliminatorischen Antisemitismus der Nazis teilten sie nicht. Das rettete den meisten Juden Schanghais das Leben.

Es verwundert, dass diese historischen Fakten selbst in dem neuen Berliner Holocaust-Museum neben der Stelen-Gedenkstätte keine Erwähnung finden, ist dieses doch allein der „Vernichtung der europäischen Juden“ gewidmet. Dabei bedeutete der Einmarsch faschistischer Truppen in Libyen auch für die 700.000 Juden in Nordafrika und im Nahen

Osten eine tödliche Bedrohung. Ein Sonderkommando der SS mit dem Auftrag zur Vernichtung der nordafrikanischen Juden landete 1942 bereits im besetzten Tunesien. Allein der Sieg der Alliierten in Nordafrika verhinderte die Durchführung der Nazipläne zur Ermordung der Juden aus der Region. Mehr als 5000 von ihnen wurden jedoch in den Arbeitslagern in Nordafrika zu Tode geschunden, die meisten von Arabern, die dort bereitwillig als Wächter und Folterer Dienst taten.

Tatsächlich fanden die Achsenmächte rund um den Globus Hunderttausende Sympathisanten, die ihre faschistischen Ideen teilten. Manche von ihnen beteiligten sich auch aktiv am Holocaust – wie etwa der oberste Repräsentant der Araber Palästinas, Hadj Amin el-Husseini, der von 1941 bis 1945 im Berliner Exil mit den Nazis zusammen arbeitete. Er half mit, Hunderttausende Muslime aus den besetzten Südprovinzen der Sowjetunion für die deutsche Wehrmacht zu rekrutieren und Zehntausende auf dem Balkan für die Waffen-SS.

Über den Propagandasender der Nazis forderte er „die Araber im besonderen“ und die „Mohammedaner im allgemeinen“ dazu auf „mit all ihren Kräften“ für „die Vertreibung aller Juden aus allen arabischen und mohammedanischen Ländern“ zu sorgen und sich dabei ein Beispiel am „nationalsozialistischen Deutschland“ zu nehmen, das „die Juden genau erkannt“ und sich entschlossen habe, „für die jüdische Gefahr eine endgültige Lösung zu finden“.

Auch dieses Zitat finden Sie in der Ausstellung, in dem zweiten thematischen Unterkapitel zum Thema Kollaboration.

Letzteres führte, wie Sie möglicherweise in den Medien mitbekommen haben, bei der Premiere der Ausstellung im September 2009 in Berlin zu einer erregten politischen Debatte. Denn obwohl Titel, Konzept und Gliederung der Ausstellung – inklusive dieses Kollaborations-Kapitels - auch den Berliner Veranstaltern fast ein Jahr lang vorgelegen hatten, drohte die Leiterin der Werkstatt der Kulturen in Neukölln, wo die Premiere ursprünglich hätte stattfinden sollen, drei Tage vor dem Aufbau der Ausstellung damit, „per Hausrecht“ zu verhindern, dass die Tafeln über arabische Nazikollaborateure dort ausgehängt würden.

Um die Ausstellung unzensuriert in Berlin zeigen zu können, mussten wir deshalb kurzfristig in die Uferhallen im Wedding umziehen. Dieser Zensur-Versuch löste einigen Medien-Wirbel aus, hatten prominente Kollaborateure nicht nur aus Palästina, sondern auch aus Ländern wie dem Irak und Indien doch während des Krieges in Berlin gelebt, dort für den

Propagandaapparat der Nazis gearbeitet und von dort aus Tausende Freiwillige für die arabischen und indischen Legionen von Wehrmacht und Waffen-SS rekrutiert. Das daran ausgerechnet in Berlin nicht erinnert werden sollte, empfand auch die in der Hauptstadt vertretene internationale Presse als Skandal und entsprechend groß war der Medien-Wirbel.

Der Zensur-Konflikt um das Thema Kollaboration verschaffte der Ausstellung zwar eine breite Publizität, aber wir hätten darauf gerne verzichtet, weil dadurch andere wichtige Inhalte in den Hintergrund zu geraten drohten. Glücklicherweise spielte die Berliner Auseinandersetzung jedoch in allen weiteren Ausstellungsstädten seitdem keine Rolle mehr und natürlich wird die Ausstellung auch hier in Göttingen vollständig und unverändert gezeigt.

Wer sich dafür interessiert, wie Nazikollaborateure aus der Dritten Welt in der hiesigen Publizistik und Wissenschaft entschuldigt und als antikoloniale Freiheitskämpfer verharmlost werden, dem empfehle ich den Themenschwerpunkt, den ich darüber für die Zeitschrift *iz3w* im Mai 2009 (Nr. 312) verfasst habe. Die Ausgabe liegt hier ebenso aus wie unser Buch, in dem sich weitere Hintergrundinformationen über das Ausmaß der Kollaboration mit den faschistischen Achsenmächten in der Dritten Welt finden.

Um allen Missdeutungen vorzubeugen, betone ich auch hier ausdrücklich, dass auf allen Kontinenten zweifellos mehr Menschen gegen Naziterror, Faschismus und japanischen Großmachtwahn gekämpft haben als an der Seite Deutschlands, Italiens und Japans.

Aber es entspricht der historischen Redlichkeit neben alledem nicht zu verschweigen, dass es in zahlreichen Ländern der Dritten Welt auch faschistische und antisemitische Bewegungen gab sowie internationale Netzwerke, in denen diese zusammen arbeiteten, um den Krieg der Achsenmächte zu unterstützen.

Diese Kollaboration rund um den Globus hat den Krieg zweifellos verlängert und die Folge davon waren Millionen zusätzliche Opfer, die es ohne Kollaboration nicht gegeben hätte. Deshalb gehört auch dieses Thema unabdingbar in diese Ausstellung, die wir im übrigen – wie unsere Publikationen – nicht als Schlusspunkt und Endergebnis, sondern lediglich als bescheidenen Anfang und als Anregung für eine globale Geschichtsschreibung zum Zweiten Weltkrieg verstehen.

Wir hoffen, dass viele zukünftig mithelfen werden, bestehende Leerstellen zu füllen, Oberflächliches zu vertiefen und Allgemeines zu konkretisieren.

In diesem Sinne freue ich mich über das anspruchsvolle Begleitprogramm zur Ausstellung, das hier in Göttingen in den nächsten Wochen geboten wird, und das viele Möglichkeiten zur Vertiefung einzelner Aspekte des Themas bietet. Und ich schätze die Diskussionsbeiträge, die in den Begleitmaterialien der Göttinger Antifa zur Ausstellung nachzulesen sind.

So konnte ich zum Beispiel die ausführliche Begründung in der Broschüre „Befreiung von Faschismus und Kolonialismus“, warum auch das Kriegsregime in Japan als „faschistisch“ bezeichnet werden kann, wenn nicht muss, bereits an einen Mitarbeiter des NS-Dokumentationszentrums in Köln, wo die Ausstellung bis Januar gastierte, weiter leiten, der genau dies bezweifelt und kritisiert hatte.

Mir erscheint die Göttinger Analyse des japanischen Faschismus sehr überzeugend.

In den Begleittexten der Antifa wird auch der Begriff «Dritte Welt» im Titel der Ausstellung problematisiert. Tatsächlich ist dieser Begriff – wie auch wir im Prolog der Ausstellung und in unseren Büchern einräumen – nicht unumstritten, da er unterschiedlichste Länder von Afrika bis in den Pazifik als Einheit behandelt und sie sprachlich zwei Stellen unter der «Ersten Welt» einordnet. Ich hoffe, es klingt nicht unbescheiden, wenn ich darauf verweise, dass wir auf dieses Problem schon in unserem bereits erwähnten Internationalismusbuch Mitte der 1980er Jahre hingewiesen haben.

Wenn dieser Begriff in dieser Ausstellung dennoch benutzt wird, dann zum einen deshalb, weil es nach unserer Kenntnis bislang keine unstrittigen Alternative dazu gibt. Auch Bezeichnungen wie «Peripherie» erheben die «Metropolen» sprachlich über den Rest der Welt und wer von «Entwicklungsländern» redet, müsste zunächst die Frage beantworten, wer sich warum und wohin «entwickeln» sollte. Vom «Globalen Süden» im Gegensatz zu den Industrienationen des «Nordens» zu sprechen, wäre geografisch unrichtig, weil einige Länder, um die es in dieser Ausstellung geht, zur nördlichen Hemisphäre gehören. Auch geht es nicht nur um „Kolonialisierte“, da zentrale Schauplätze des Zweiten Weltkriegs wie China, Thailand und Äthiopien keine Kolonien waren. Auch weite Teile Lateinamerikas waren damals bereits unabhängig, zahlten jedoch aufgrund billiger Rohstofflieferungen für die Rüstungsproduktion der kriegführenden Mächte trotzdem einen hohen Preis in diesem Krieg.

Der Begriff «Trikont» mag zwar auf Che Guevaras „trikontinentale“ Konferenz von Befreiungsbewegungen zurück gehen, umfasst aber nur die drei (tri-!) Kontinente Afrika,

Asien und Lateinamerika und schließt mit Ozeanien ein Drittel der Welt aus, dem ein wesentlicher Teil dieser Ausstellung gewidmet ist.

Nun ist die Göttinger Antifa auf die Idee gekommen, den Begriff „Dritte Welt“ durch „Trikont und Ozeanien“ zu ersetzen. Das kann mensch natürlich so halten, doch ich will kurz begründen, warum ich den Oberbegriff „Dritte Welt“ nach wie vor für unser Projekt für angemessener halte. Wir verstehen diesen Begriff nicht – wie es in den Göttinger Begleitmaterialien heißt – als Ausdruck europäischer Anmaßung „im Kontext der Modernisierungstheorie, die besagt, dass sich Länder der ‚Dritten Welt‘ in ‚westliche‘, kapitalistische Richtung ‚entwickeln‘ sollen“. Sondern wir glauben, dass „Dritte Welt“ auch heute durchaus noch als politischer Kampfbegriff in Sinne Frantz Fanons verstanden werden kann. Tatsächlich entstand dieser Begriff in Anlehnung an den „dritten Stand“ der Unterdrückten im feudalen Frankreich und es war Frantz Fanon, der ihn in seinem berühmten Buch „Die Verdammten dieser Erde“ in die internationalistische Debatte eingeführt hat. Fanon argumentiert durchweg mit diesem Begriff und schreibt zum Beispiel in seiner Schlussfolgerung: „Die Dritte Welt steht heute als eine kolossale Masse Europa gegenüber; ihr Ziel muss es sein, die Probleme zu lösen, die dieses Europa nicht hat lösen können.“

Eine Analyse, die meiner Meinung nach nichts von Ihrer Aktualität verloren hat und mit der sich Fanon keineswegs nur an die Kolonisierten im Trikont und Ozeanien wendete, sondern z.B. auch an die Marginalisierten in Industrienationen wie den USA. Fanon charakterisiert die Vereinigten Staaten als eine „ehemalige europäische Kolonie“, die sich in zwei Jahrhunderten zu einem „Monstrum“ entwickelt habe, „bei dem die Geburtshelfer, die Krankheiten und die Unmenschlichkeiten Europas grauenhafte Dimensionen angenommen haben.“

Opfer dieser Entwicklung verortete Fanon somit auch in den USA selbst und tatsächlich sind auch wir bei den Recherchen für unser Projekt darauf gestoßen. Wenn auch nicht in der Ausstellung, so erinnern wir doch in einem Kapitel unseres Buchs daran, dass 1,2 Millionen Afroamerikaner, 40.000 bis 70.000 Native Americans und 250.000 bis 500.000 Einwanderer lateinamerikanischer Abstammung im Zweiten Weltkrieg in den US-Streitkräften Kriegsdienste leisteten.

Zeitweise wurde für diese indigenen bzw. migrantischen Bevölkerungen auch Begriffe wie „Dritte Welt in der Ersten“ oder gar „Vierte Welt“ verwendet. Unter „Trikont und Ozeanien“ lassen sie sich jedenfalls nicht fassen. So bitte ich denn um Verständnis dafür, dass wir bis

auf weiteres den Begriff „Dritte Welt“ weiter nutzen, zumal er keineswegs automatisch abwertend verstanden werden muss, sondern auch als eine Art Klassenbegriff auf internationaler Ebene gelten kann, als ein Begriff, der Macht- und Ausbeutungsverhältnisse beschreibt und die Summe all derjenigen, die davon betroffen sind und dagegen ankämpfen müssen, um sie zu überwinden.

In diesem Fanonschen Sinne verstanden, halte ich den Begriff „Dritte Welt“ weiterhin für brauchbar. Aber ich lasse mich gerne eines Besseren belehren, wenn ein neuer Oberbegriff gefunden wird. Wir suchen seit 25 Jahren vergeblich danach.

In jedem Fall schätze ich die Ernsthaftigkeit, mit der hier in Göttingen das Thema der Ausstellung diskutiert wird und ich danke allen Beteiligten zum Schluss sehr herzlich für die großartige Zusammenarbeit bei der Vorbereitung der Ausstellungspräsentation in Göttingen und bei der Entwicklung des anspruchsvollen Begleitprogramms dazu.

Mein Dank gilt allen beteiligten Initiativen und Institutionen, Förderern und Unterstützern hier in Göttingen gleichermaßen, auch wenn ich nicht alle namentlich nennen kann, da ich viele bislang nicht einmal persönlich kennen gelernt habe.

Da ausgerechnet ein Transportunternehmen aus der ansonsten für Präzision bekannten Schweiz, das die Ausstellung am Dienstag von Luzern nach Göttingen bringen sollte, erst mit großer Verspätung am Mittwoch hier eintraf, mussten die Göttinger OrganisatorInnen in den letzten Tagen Sonder- und Nachtschichten einlegen, damit diese Eröffnung heute hier wie angekündigt stattfinden kann. Trotzdem nahmen gestern schon einige von ihnen an einem mehrstündigen Seminar teil, um sich auf Führungen durch die Ausstellung vorzubereiten und auf mögliche Nachfragen seitens der BesucherInnen.

Dieses Engagement ist wirklich bemerkens- und bewunderswert.

Ich bitte um Verständnis, wenn ich – neben allen anderen – den Mitarbeiterinnen des Vereins zur Förderung antifaschistischer Kultur in diesem Zusammenhang einen besonderen und persönlichen Dank ausspreche. Denn einige von Ihnen haben mich schon 2005 das erste Mal nach Göttingen eingeladen, um unser Buch zum Thema hier vorzustellen. Im letzten Jahr sind sie dann gleich zu mehreren zweimal nach Köln gekommen, um sich die Ausstellung anzuschauen und ReferentInnen vom Korea-Verband, die bei uns über die Verschleppung Hunderttausender Frauen in die japanischen Militärbordelle berichteten, auch nach Göttingen einzuladen. Die Veranstaltung zu diesem Thema findet am nächsten Freitag hier in der Alten Mensa statt und ich möchte Sie Ihnen allen sehr ans Herz legen.

Seit gestern darf ich auch einmal mehr die wunderbare Gastfreundschaft in einer Göttinger Antifa-WG genießen: mit einem Zimmer mit Blick auf blühende Bäume, einem Liegestuhl im sonnigen Garten und einer ganzen Batterie von Medikamenten, Lutschpastillen und Kräutertees zur Bekämpfung meiner Erkältung, damit ich heute hier reden kann.

1000 Dank dafür!

Dem Engagement des Vereins für antifaschistische Kultur und des EPIZ ist auch das anspruchsvolle Göttinger Begleitprogramm zu verdanken, das – mit Filmen wie „Indigènes“ und Zeitzeuginnen wie Alice Cherki aus Algerien – genau der Intension unseres Projekts entspricht, endlich denen Gehör zu verschaffen, deren Stimmen bislang hierzulande ignoriert wurden. Nur so lässt sich der notwendige und überfällige Perspektivwechsel von einer eurozentristischen zu einer globalen Geschichtsschreibung erreichen, der auch zu Konsequenzen für aktuelles politisches Handeln führen könnte und sollte, so z.B. zu einem respektvollen Umgang mit den Nachfahren unserer Befreier, sprich: mit den Migrantinnen und Migranten von heute. Tatsächlich wird selbst denen, deren Väter und Großväter für die Befreiung Europas gestorben sind, heute schon die Einreise in die von Frontex-Truppen militärisch abgeschottete Festung Europa verwehrt. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Hunderttausende Soldaten aus Nordafrika unter alliierterem Kommando gegen die faschistischen Truppen gekämpft haben und dies nicht nur in Tunesien, Ägypten und Libyen, sondern auch in Italien, Frankreich und Deutschland, muss die Hysterie beschämen, mit der in den reichen europäischen Ländern in diesen Tagen auf die Landung von ein paar Tausend Flüchtlingen auf der Insel Lampedusa reagiert wird. Um endlich einen anderen Blick auf die Geschichte und ein breiteres Bewusstsein für die Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse von heute durchzusetzen, braucht es somit viele Initiativen und viele Einzelne, die sich dafür engagieren – auch hier in Göttingen. Deshalb danke ich zum Schluss Ihnen allen dafür, dass Sie an einem schönen Samstagabend gekommen sind, um an der Eröffnung dieser Ausstellung teilzunehmen. Besten Dank für Ihr Interesse und Ihre Aufmerksamkeit.